

von der deutschen obersten Heeresleitung noch nicht für ausreichend erachtet worden ist, um zum letzten entscheidenden Schlage auszuholen, so ist augenscheinlich der Zeitpunkt auch hierfür jetzt gekommen.

Um aber die bisherige Entwicklung und den voraussichtlichen Ausgang der Schlacht bei Paris richtig zu beurteilen, darf man nicht übersehen, daß auf fast noch härtere Probe als die Kampftätigkeit der Truppen ihre Widerstandsfähigkeit gegen Strapazen und Entbehrungen gestellt worden ist. Und obgleich unsere Truppen, die alle mit der Kriegsführung in feindlichem Lande verbundenen Schwierigkeiten zu überwinden hatten, hierunter zweifellos schwerer als die gegnerischen zu leiden gehabt haben, gehen sie doch moralisch und physisch weniger geschwächt als jene aus dieser Prüfung hervor. Zu kaum geringerem Teile als auf den unübertroffenen Selbstenmut unserer Truppen gründet sich unsere Siegeszuversicht auch auf ihre überlegene Widerstandskraft gegen Anstrengungen und Entbehrungen.

Das Schlachtfeld vor Paris, dessen aus strategischen Gründen erfolgte Räumung uns zu den jetzigen glänzenden Stellungen an der Aisne verholfen hat, bot nach dem Bericht eines in Paris ansässigen Dänen laut „Voss. Ztg.“ einen merkwürdigen Anblick, da es schien, als hätte sich ganz England hier ein Stellbühnen gegeben. Der Däne fuhr mit seinem Auto von Ruell über Melun nach St. Augustin, und überall auf seinem langen Weg sah er nichts als englische Truppen. In Melun vollends glaubte man nicht mehr in Frankreich, sondern in England zu sein. Da wimmelte es von großen englischen Lastzügen, englischen Eisenbahnzügen und Luxusgepäckzügen. Überall englische Aufschriften auf den Wagen, Brauereien, Bäckereien, englische Warenhäuser und Fabriken waren hier vertreten. Die englischen Soldaten hatten ungemein viel Motorräder, mit denen sie im schnellsten Tempo ohne Rücksicht auf die Fußgänger durch die Straßen fuhren. Die Offiziere selbst hatten ihre eigenen Luxusautos mitgebracht. An der Spitze einer jeden Kraftwagenkolonne fuhr immer eine Londoner Droschke mit einem Offizier. Wo man hinkam, wurde man aufgehalten und in englischer Sprache verhört. Aber trotz dieser gewaltigen Zahl der Engländer lagerten die deutschen Truppen feierlich in der Nähe und deutsche **Minen**, nach der Schätzung des Dänen 10000, staketen unter ihren Augen der Stadt St. Augustin einen Besuch ab.

Die Unbrauchbarkeit der schwarzen Hiltruppen, die von unseren Feinden in schädigster Weise als Kanonensputer ausgenutzt wurden, im modernen Kriege wird von der französischen und englischen Heeresleitung zugegeben. Gegen die Kriegstatistik des deutschen Heeres haben die Turkos, Zuaven, Senegalesen, und wie die ehrenwerten Wilderstämme alle heißen, keine Aussicht auf Erfolg. Sie werden namentlich in Anbetracht des kalten Wetters in ihre afrikanische Heimat zurückbefördert. Am 20. September wurde eine Brigade Zuaven von 8000 Mann, die in ein deutsches Maschinengewehrfeuer geraten war, bis auf 1000 leicht Verwundete völlig aufgerieben.

Fünf englische Handelschiffe in der Nordsee vermisst. Die Heidentat des kleinen deutschen Dampfers „Königin Luise“, der gleich nach der Kriegserklärung von England an der englischen Küste Minen legte und dabei einen ehrenvollen Untergang fand, hat goldene Früchte getragen. Nach einem Bericht des englischen Hafenamtes in Hull werden wieder fünf Handelsdampfer in der Nordsee vermisst, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie auf Minen geraten und untergegangen sind. Die durch die „Königin Luise“ in der Nordsee gelegten Minen haben demnach der englischen Schifffahrt mehr als 30 kleinere Dampfer und 40 Fischerdampfer zerstört und zum Untergang gebracht. Die Angst der Engländer vor den deutschen Minen ist so weit gestiegen, daß durch die Hafenbehörde von Grimsby das Befahren der Ostküste für neutrale Schiffe verboten worden ist. Auch in der Adria haben Minen einige Opfer gefordert.

Nach ein französischer Flugpart erbeutet! Bei Reims war unseren Truppen bekanntlich ein vollkommen gebrauchsfertiger Flugpart mit einer ganzen Anzahl startbereiter Flugzeuge der modernsten Konstruktion in die Hände gefallen, jetzt teilt ein vor Antwerpen stehender Arzt in seinem Tagebuch laut „Voss. Ztg.“ mit, daß von unseren Truppen abermals dreißig französische Flugzeuge, schon verpackt und in einem Eisenbahnzug verladen, in Belgien abgefangen worden sind. Die Flugzeuge dürften also bei uns nach dem Kriege sehr billig werden!

Antwerpen, das sich stolz die Königin der Schelde nennt, hört jetzt die deutschen Drummer donnern. Zwei seiner südlichen Forts sind bereits unter dem unüberwindlichen Feuer unserer Geschütze zusammengebrochen, der Fall der übrigen wird mit eiserner Notwendigkeit folgen. So

gewaltig auch die Ausdehnung des befestigten Lagers von Antwerpen ist, der eisernen Zähigkeit unserer unvergleichlichen Truppen ist nichts zu groß oder zu schwer, wie lange noch, und die stolze Königin der Schelde wird zu ihren Füßen liegen! Antwerpen zählte vor dem Kriege etwa 320 000 Einwohner und war nach Hamburg der wichtigste Handelshafen des europäischen Kontinents. Es besitzt den Ruhm, von allen europäischen Städten die erste Börse gehabt zu haben. Berühmte Daudenmaler sind die alte Kathedrale, die Akademie und das Museum. Auch der Botanische wie der Zoologische Garten Antwerpens erfreuten sich Bestruß. Antwerpen besitzt die größte Diamantenschleiferei Europas, der berühmte Cullinandiamant, den die früheren Voreenrepubliken für die englische Königskrone gestiftet hatten, wurde in Antwerpen geschliffen. Die Stadt, die Landfestung und Kriegshafen zugleich ist, ist der weitaus größte Waffenplatz ganz Belgens.

Mit den belgischen Truppen, die von unserem Belagerungsheere nach Antwerpen gedrängt worden waren, gelangten Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen in die Festung, sodaß dort ein lebensgefährlicher Andrang herrschte und die Häuser bis zu den Bodenkammern hinauf besetzt waren, außerdem aber noch Zehntausende obdachlos auf den Straßen lagerten. Die Regierung mußte eingreifen und im Einvernehmen mit der Londoner Regierung wurden die Obdachlosen und Flüchtlinge nach England transportiert. Jetzt ist die Stadt von der Zivilbevölkerung völlig entblüht und macht den denkbar ödesten Eindruck. Neues Leben wird erst erwachen, wenn unsere braven Truppen ihren siegreichen Einzug in die Stadt halten.

Zum Fall der beiden Antwerpener Forts, der amtlich gemeldet wurde, schreibt der militärische Mitarbeiter der „Voss. Ztg.“, daß unsere schwere Artillerie das Werk der Zerstörung mit einer geradezu unheimlichen Schnelligkeit verrichtet habe. Alle Deckungsmittel von Panzer und Beton, auf die sich die Verteidiger fest verlassen hatten, werden durch unsere Schüsse vernichtet und wertlos gemacht. Nach Lüttich, Namur, Maubeuge, den verschiedenen Sperrforts usw. hat das soeben wieder der schnelle Fall der beiden Antwerpener Südforts gezeigt. Am 29. September war die Einnahme Mechelns gemeldet worden, an demselben Tage wurde das Feuer gegen die Forts Waelen, Santeite Catherine und das Zwischenwerk Wavre eröffnet und bereits am 30. September, also nach nur 24stündiger Beschießung, waren zwei dieser Forts zerstört. Der Angriff gegen die anderen Teile der Befestigung wird fortgesetzt.

Die Antwerpener Befestigungen bestehen aus der zum Teil niedergerissenen wertlosen Stadlummwallung und einer Linie alter Forts, die durch eine neue Verteidigungslinie mit einander verbunden wurden, so daß sie eine zusammenhängende Umwallung darstellen. Die Linie lehnt sich auf beiden Flügeln an die Schelde an. Ein neuer weit vorgeschobener Fortsgürtel liegt den alten Befestigungen im Norden 4, im Osten 8 und im Süden bis zu mehr als 12 Kilometer vorgelagert. Der ganze Gürtel hat eine Ausdehnung von über 100 Kilometern und wird durch einzelne Wasserläufe in verschiedene Abschnitte zerlegt. Auf dem rechten Scheldendecken liegen 16 Forts und 12 Zwischenwerke, auf dem linken 6 Forts und 2 Zwischenwerke. Von diesen Befestigungen ist indessen nur ein Teil fertig ausgebaut.

Hinter den jetzt niedergekämpften Forts liegt der Abschnitt der Flüsse Mupel und Meise, der durch Anstumpfung eine starke natürliche Verteidigungsfront hat. Dahinter werden die Feldbefestigungen Widerstand zu leisten suchen. Unsere schwere Artillerie wird jedoch auch diesen Widerstand schnell brechen. In der schwachen Stadlummwallung wird der Feind kaum noch Widerstand leisten. Antwerpen, das die gesamten Reste der belgischen Armee birgt, hat laut „Voss. Ztg.“ eine sehr schwache Seite. Da die Scheldemündung bei Blissingen in der Hand der neutralen Holländer ist, kann die Festung von der See aus nicht mit Truppentransporten oder Kriegsmaterial unterstützt, freilich auch von der See aus nicht angegriffen werden. Da Antwerpen mit der belgischen Feldarmee innerhalb seines Festungsgürtels eine Gefahr für unsere rückwärtigen Verbindungen bedeutet, so muß es genommen werden.

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg ist mit knapper Not aus dem westlichen Kriegsschauplatz einer schweren Gefahr entgangen. Als laut „Voss. Ztg.“ der Herzog einmal an einem Waldbesuch saß und seiner Umgebung aus einer Zeitung vorlas, klopften dicht neben ihm drei französische Schrapnells, durch die sein Oberstleutnant auf dem Fuß verletzt wurde. Der Herzog ist wie durch ein Wunder am Leben geblieben.

Wie unsere schwere Artillerie arbeitet, erzählt der Kriegsberichterstatter der „V. N. N.“ in einer Schilderung

der Kämpfe um Verdun. Da steht auf einem Feld immergrün eine deutsche Batterie, ihre Geschütze gehen immer hoch über einen Wald hinweg. Diese Batterie beschützt eine Entfernung von 14 Kilometer haargenau die Ausgänge der Straßen, die von Verdun aus auf die Richtung der belgischen Stellungen führen. Dabei wird alle Augenblicke ein anderes Ziel genommen. In einem merkwürdigen Instrument, das die Bedienungsmannschaft ganz deutlich den Punkt, den die Straße zwischen einigen Pappeln und Obstbäumen, mal, wenn so ein Granatenstoß die Rohrrichtung verändert, dröhnt die Erde in solcher Weise, daß alle in der stehenden Personen das Gefühl haben, als würden sie einige Schritte zurückgeschoben. Da schießt sich plötzlich eine starke Nebelwand zwischen Geschütz und Ziel. Nun tritt ein Telefon in Tätigkeit, welches auf einem 6 bis 8 Kilometer vorgeschobenen Beobachtungsposten den Erfolg der Schüsse zurükmeldet. Dieser Beobachtungsposten wird wieder von einem anderen orientiert, der dicht beim Feinde, diesem völlig unsichtbar, dessen Bewegungen und Stellung überwacht. Bei Nacht treten wandernde Lichtsignale in Tätigkeit.

Schwere Verluste unserer Feinde. Die Franzosen und Engländer haben nach ihren eigenen Meldungen in der Aisne-Schlacht bis gegen das Ende des September einen Verlust von 100 000 Mann an Toten und Verwundeten erlitten. Nicht geringer war der Verlust, mit dem die Franzosen ihren Einbruch in Galizien erkaufen. Nach glaubwürdigen Londoner Meldungen der „Neuen Züricher Ztg.“ hatten die Russen, die die Stärke der österreichisch-ungarischen Armee veranlaßt, in Galizien einen Verlust von 100 000 Mann erlitten. Die Gesamtzahl der im August und September auf dem russischen Kriegsschauplatz verlorenen Soldaten betrug sich auf 29 Infanterie- und 8 Kavalleriedivisionen, d. h. auf etwa 600 000 Mann. — In den Kämpfen um Tannenberg und an der Masurien haben die Russen in den ersten vier Wochen der Schlacht 312 Tote und 9 Flugzeuge. Der japanische General Kopenhagen gab eine Mitteilung seiner Regierung, wonach die Japaner am 26. September die russische Ostseeinsel angreifen, die eine vorgeschobene und hochgelegene Stellung zwischen den Flüssen Pajssa und Ligon besetzt hielt. Die japanische Armee richtet sich gegen Nordkaukasus. Der Fluß Pajssa durchfließt in östlicher Richtung den nördlichen Teil der Nordgrenze des Kaukasusgebietes, während der Ligon im südlichen Drittel von Kaukasus ebenfalls nach Westen fließt. Zwischen beiden Flüssen, die in die Kaspische Schou-Bucht münden, liegt das Schmeltschomgebiet.

Oesterreichs Offensive gegen Serbien hat den Erfolg vorwärts. Die Serben verließen, an der Front neuem mit Truppen in geringer Anzahl einzubringen, aber von den Grenzschutztruppen unseres Verbündeten angegriffen, in dessen Lande sich kein serbischer Soldat befindet. Unsere Truppen, so sagt eine Budapest-Telegraphische, haben die verhängten serbischen Stellungen südlich von Krupanj-Posnica genommen, 14 Geschütze erbeutet und große Gefangenen gemacht. Während der letzten Tage haben die Serben zu einem neuen Mittel, um die Widerstandskraft unserer zum Teile aus Südslaven bestehenden Truppen zu schwächen. Sie stimmten vor dem Angriff die kroatische Hymne an, wohlgezielte Salven unserer Truppen schlugen die Antwort.

Perfekte Besetzung vom russischen Joch haben die höchsten Geistlichen des Landes mit wachsender Folge. Kriegerische Stämme sind über die russische Grenze in transkaukasische Gebiete vorgezogen. Die Konstantinopeler Blätter sprechen ihre lebhaftesten Wünsche aus dem Verlangen der Perser aus und stellen das Bestreben nach der Freiheitswillens in der ganzen muslimanischen Welt fest, besonders in Afghanistan. Jetzt oder nie ist den Jellam die Lösung.

Ein überaus wertvolles Dokument, das die Beteiligung der französischen und belgischen Zivilbevölkerung an den Grausamkeiten der Frankfurterkämpfe bezeugt, ist in der französischen Zeitung „L'avenir“ veröffentlicht. Dieses Zeitungsblatt wird nach Kriegsende eine große Rolle spielen. Es steht da folgendes: „Die Frauen, meistens Arbeiterinnen der großen Waffenfabrik, hatten geschworen, die deutschen Truppen vor der Besitzergreifung der Fabrik zu hindern. Sie hatten sich daher mit Revolvern und mit allem, was als Waffe dienen konnte. Sie trieben mehrmals die griffe der Maschinen zurück, und als ihre Munition erschossen war, verbarricadeten sie sich in ihren Häusern und schossen von dort todesndes Wasser auf die eindringenden Deutschen. Man sagt, daß 3000 Deutsche durch die brennende außer Geseht gesetzt wurden. — Besterbende Kinder nahmen an dieser Verteidigung teil. — Besterbende weismaterial können wir uns garnicht leisten!“

Martin Gunder.

Roman von C. Dressel.

19) Nachdruck verboten.

Es drängte Achim, jetzt gleich von seinen eigenen Plänen zu reden, und doch brachte er kein Wort über die Lippen. Geseins Warnung stand davor. Und wie er Vater so gutt, so voll treuer Geduld lächeln sah, weil eben eine so tiefe Herzensfreude an dem heimgekommenen Sohn dahintersteckte, sank ihm der Mut, allzuleich mit harter Hand einzugreifen.

So schwie er. Nach einer Weile meinte er langsam: „Darüber wird ich reichlich zwangig. Das beste war, ich mache dann gleich mein Jahr ab.“

Martin Gunders fröstelte Körper erbehte. Er stützte sich fester auf seinen Stuhl, in seine Augen trat ein verlorenener glanzloser Blick. Dann blieb er auf der sehnigen Schamkeit des Sohnes hasten. „Sie werden dich natürlich nehmen, aber der Einjährige kann sich das einrichten, wie es paßt. Ich meine, du gewöhnst dich erst mal ins Land ein. Das Militärgesetz hat noch lang' Zeit; was sollen wir schon jetzt darüber reden? — Jetzt zeig ich dir erst mal meine Moorakulturen. Da wirst du staunen.“

Dafür hatte Achim Interesse. Das Moor, seines Vaters Stutenpferd, ja, das liebte er auch, wiewohl nicht allein aus Nützlichkeitgründen. Er dachte mehr an die Moorwanderungen mit dem Freund seiner ersten Kindheit, dem alten Schäfer Hinners, mit dem er auch später noch so manches Mal während der Heimreisen durch Moor und Weide gezogen. Wie hatte er da voller Witzbegier am Mund des Alten gehangen, wenn der ihm die Heilwirkungen allerart wilder Blumen und Unkräuter erklärte, oder geheimnisvoll von den Moorgeistern redete. Wahre Schauerlegenden wußte Hinners von den Gefahren und Tücken der schwarzen Sümpfe zu erzählen, deren Schweigen zahlreiche Unglücksfälle bedeu und auch so manches Verbrechen.

Der wunderliche Alte, dem man im Dorf seltsame Kräfte

und Gaben nachsagte, hatte ihn indirekt in dem Wunsch, Arzt zu werden, bestärkt. Noch als Tertianer war er sein Wandergenos und gelehriger Schüler gewesen, und erst die höheren Jurezessen der oberen Gymnasialklassen hatten die Kinderfreundschaft etwas zurücktreten lassen. In den letzten zwei Jahren, die Achim fast beständig in Oldenburg verbracht, hatte er den Alten überhaupt nicht mehr gesehen. Jetzt veranlaßten ihn die kommenden Erinnerungen zu der lebhaften Frage: „Vater, Schäfer Hinners lebt doch noch?“

„Nein, Jung“, der ist nun letzten Winter eingegangen. Hat dich noch extra grüßen lassen und sich auch sonst in seiner Fieberkrankheit mit dir beschäftigt und immerfort was von Kräutern gequaselt, die du nicht vergessen solltest.“

Auch mir hat er eine Warnung als Vermächtnis hinterlassen,“ schaltete hier Martin Gunder ein wenig ironisch ein; „ich solle mich vor dem Moor hüten, ich, der es fast besser kennt denn er. Na, das war schon mehr kindischer Unfuss.“

Ich habe ihn aber doch recht vermisst, den guten alten Kerl, der schon meinem Vater ein treuer Knecht war und der zuverlässigste Schäfer.“

Jetzt ist ein jüngerer Mann an seine Stelle getreten. Die Herde zählt über vierhundert Stück und nicht bloß Schmutzen in der Hauptstadt. Ich halt's nun mehr mit der volleren englischen Sorte. Und ins Moor, soweit ich es kultiviert habe, dürfen sie mir schon gar nicht mehr kommen, solange die Ernte steht. Jawohl, reiß mir die Augen auf über diese kräftigen Roggen- und Haferbreiten, so lippig und gesund stehen sie kaum in der fetten Mark.“

Ein paar Wochen weiter, und wogende Getreidefelder rauschen hier mitten im schwarzen Moor. Und schau dir da die Mastweide an. Die schweren Westweiden sind nicht besser als meine Moorweide, was?“

Mit dem stolzen Blick eines Groberers deutete der Gunderhofbauer auf seine in der Tat großartigen Moorakulturen.

Vater, das ist wie ein Wunder. Wie hast du das bloß fertig gebracht,“ rief Achim ehrlich erstaunt.

Mit lauren Mühen und Geldaufwand; denn von

nichts kommt nichts. Schon im ersten Jahr kam ich mir meine Kosten, und nun wird sich die Arbeit von Jahr zu Jahr mit höherem Profit lohnen. Von Jugend auf habe ich den Gedanken, es wäre zu schade um das viele schöne Land, das im Moor erfaßt; man müßt dem bösen Grundwasser zu kommen suchen, ihm Abfluß oder Senkung verschaffen, daß ich unter Jahr und Tag nicht wußt, wie das zu bringen sei; denn die Entwässerungsgräben, die ich früher schon als junger Bauer angelegt hatte, schufen mir nur lange kein Ackerland, sollten ja auch zunächst nur der Verbesserung durch das gefährliche Moor dienen.“

Ich weiß, Vater, früher machten sie alle einen großen Bogen um das Moor, und erst als du dich mit dem Moor wurde es mehr dem Verkehr erschlossen und den damit viel Zeit und Beschwerde erspart. Ein paar Kanäle, die einen schmalen Gangpfad zu finden wußten, und die wohl immer gegeben. Zu denen gehörte auch Hinners, der lachte heimlich über den Verkehrswege, der wucherte in die Alte, und pflegte zu sagen: „De Moorgerister ist ein Boll. Dat wor so vun Anfang an um Altwort so lachend jüngersten Dag. Dien Vadder, Jung, schall sit jehören acht nehmen. Bei möt de Jregerister nich so Krogen Krogen Krogen, oder sei wullt em tog oder legt beim Krogen Krogen Krogen.“

Der Döslapp,“ lächelte Vater überlegen; „aber das war er wie'n altes Weib und hat leider genug ein Dorf gehabt bis heute,“ schaltete er geringschätzig ein. „habe ich die Gemeinde wirklich nur schwer zur nächsten Verbesserung rantriegen können, für eine rationale nicht zu ist sie aber, mit wenigen Ausnahmen, überhaupt nicht auf.“

Nich hält die Dummheit freilich nicht weiter und Zeit werden schon für Aufklärung sorgen.“

Ich selber ging erst planmäßig aus Welt, nachdem ich den mit sehr einleuchtenden Vortrag eines Professors Landwirtschaftslehre über Moorakulturen gehört. Das war schwierige und schwerwiegende Versuche nicht auf eigene liebe Hand machen, sondern mit sachverständiger Hilfe und Anordnungen unternehmen sollte, war mir gleichfalls klar. Der

Weilburg, den 3. Oktober 1914.

Weilburg, den 3. Oktober 1914.

Der hiesige evang. Jungfrauenverein wird von morgen
 tags, den 4. d. Mts. ab, wieder regelmäßig Sonntags
 von 4—6 Uhr im Saale der Kleinkinderschule
 zusammenkommen. Es ist beabsichtigt, für unsere im Felde
 stehenden Truppen zu fricken. Recht zahlreiche Beteiligung
 ist erwünscht.

Das Eisene Kreuz 2r. Klasse erhielt Oberleutnant
Mann vom Ersatz-Bataillon Nr. 28, früher komman-
der Unteroffiziersvorschule Weiburg.

Belgien die nötige Arbeit geleistet, sendet jetzt aus
Osten der Freiwilligen Feuerwehr, besonders der
Mannschaft die besten Grüße in der Hoffnung auf ein
früheres Wiedersehen.

Die landwirthschaftlichen Winterschulen. Da der größte Theil der Winterschuldirektoren und Landwirthschaftslehrer zuhause einberufen worden ist, sollen die Winterschulen in Montabaur, Nastätten und Idstein in diesem Winter nicht eröffnet werden. Auch soll das Insleben der für Höchst a. M. und Limburg geplanten Winterschulen unterbleiben. — Nur die landw. Winterschule in Limburg wird in gewohnter Weise anfangs November ihre Thüre öffnen.

Zur Trauer um unsere Gefallenen. Der Tod hält im Schlachtfeld reiche Ernte; das beweisen die fast erschreckenden Verlustlisten. Grösste Trauer zieht da-
manches deutsche Haus; unsere Frauen und Jung-
werden besonders hart davon betroffen. Gewiß
ihren Schmerz das Bewußtsein lindern, daß ihre
Vaterlandes für Ehre und Bestand des großen deut-
schen Heims und Herdes gefallen sind. Es mag sein,
daß Frauen so stolzer Seelen- und so starker Herzens-
kräfte, daß sie um des willen darauf verzichten, Trauer-
schleifen anzulegen. Indessen geht es nicht an, wie es
in der That und da öffentlich geschah, zu verlangen, daß
vaterliebenden diesem Beispiel folgen. Trauer ist
nicht zu unterdrücken, und niemand kann sich unterfangen,
ihnen vorzuschreiben, wie diese Liebe sich offenbaren
sollte. Es könnte zudem leicht zu dem großen Unrecht führen,
Patriotismus einer Frau lediglich darnach zu bewerten,
inwieweit sie im Trauerschleife anlegt. — Eben-
so wenig können wir uns auch nicht mit einem anderen
Maaßstab befreundeten, der in einer Berliner Zeitung jüngst
veröffentlicht worden ist. Danach soll von Staatswegen der
jeder Todesnachricht eine kleine Trauerschleife mit einer
kleinen geschäftsmäßigen beigegefügt werden, die mit dem
Namen des Kaisers versehen ist und die Worte trägt:
„Für den Mann (oder Sohn oder Vater) starb den Tod
für das Vaterland.“ Der dies vorschlägt mag es gewiß gut
meinen, aber er ist kaum ein tieferer Kenner der Frauen-
natur, als der seiner empfindenden. Solch Abzeichen
würde ihr unerträglich erscheinen; sie dünkt der
zu hoch, als daß er den Anlaß zu einer „Dekoration“
in solcher Art für sie bieten könnte. Und wenn es
schon nicht später die Frau solche Münze noch lange am
Hals der letzten Schlacht mit Stolz tragen werde,
so wird dies eher einer gewissen Eitelkeit, als wahrer
Verehrung leihen. Schmerz und Trauer sind heiligstes
Recht eines jeden Einzelnen; man rühre nicht
an, was wenigstens auf Kosten eines äußerlich zur Schau
gestellten „Patriotismus“!

Empiellc und vermischte Nachrichten.

1. Oktober. Von den tapferen Soldaten, aus unserm Orte ausgezogen sind, um für des Vaterlands Ruhm und Ehre zu kämpfen, hat bereits der Herr Friedrich Theobold das Eiserne Kreuz erhalten.

in den Beutel greifen, um Zeit und nutzlose
zu sparen. Ich ließ mir also einen geübten,
für Kultur vertrauten Draineur kommen. Meine
Vorbereitung hatte glänzend vorgearbeitet, das weitre
Drainematerial, die ich für mein Hochmoor vorziehe,
man auch Faschinen und Torfdrainage mit Glä
aber es kommt eben immer auf jeweilige Boden-

„Ja, so ganz bei der Sache, er selber aber kein Freund der Erörterungen, die augenblicklich verschwenden-
den mild.“ „Jung?“ fragte er gutmüthig. „Nu, ich nicht auf der Stell' nen langen Vortrag halten; denn ich ist die Geschichte doch nicht, daß man sie mit ein-
mal abmachen könnt'. Da will viel bedacht und be-
trachtet sein. Entwässerung macht's ja nicht allein. Um-
gebung des Moorbodens in Ackertrume, rationelle Be-
bauung, richtige Besamung, das alles erfordert Kenntniss
und ich bin dafür, du lernst das gründlich auf
und danach auf 'ner Moorversuchstation; denn
nicht besapnien, daß meine Methode unselbbar sei.“
„Ich habe allen Respekt vor dir, du hast Erstaun-
liches geleistet.“

„Ich bloß mein Erbe verdienen wollen, Achim, um
zu erweitern und in bestem Zustand in deine Hand
zu legen.“ sagte Martin Gunder bescheiden und stolz.
„In erster Mahnung fügte er hinzu: „Aber redlich
was ich begonnen, sollst du, Achtung und Interesse
deiner Arbeit haben, das ist's, was ich von meinem
sohn.“

1307 (Lithom. Lithom.)

Limburg, 2. Oktober. Am 1. Oktober verschied dahier nach langem Leiden Herr Postdirektor Egenolf im Alter von 61 Jahren. Es sei hierbei daran gedacht, daß Herr Egenolf an seinem Sterbetage 9 Jahre die Verwaltung des hiesigen Postamtes inne hatte.

Dom Welterwald, 1. Oktober. Die Kartoffelernte hat nun allenthalben begonnen; fallen auch die Knollen diesmal nicht übermäßig dick aus, so sind sie dafür an der Zahl um so reichlicher und zum Glück auch nur in seltenen Fällen von der Fäule befallen. Wie überhaupt bei der diesjährigen Ernte, so ist es auch bei der Kartoffelernte wieder der Fall, daß unsere Landleute jezt in der Kriegszeit, wo viele der männlichen Bewohner von zu Hause fort sind, sich gegenseitig in der Arbeit unterstützen. Auch wurden allenthalben bedürftige Familien mit Wintervorrat bedacht.

Frankfurt, 30. Sept. Kommissionsrat C. Jureit hat das Haus Bleichstraße 38a zum Innungshaus für die hiesigen Schneider ausbauen und errichten lassen und das prächtige Heim sodann der Frankfurter Schneider-Zwangs-Innung zum Geschenk gemacht.

Frankfurt, 1. Okt. Nach einer Mitteilung des Verbandes zum Schutz der deutschen Tabakindustrie ist ebenso wie die Zigarettenfabrik Jasmahli A. u. S. in Dresden auch die Firma A. Batschart in Baden-Baden unter Staatsaufsicht gestellt worden. Die Beteiligung englischen Kapitals wurde also bei beiden Firmen nunmehr auch behördlich festgestellt.

Braunbach, 30. Sept. Auf der Grube Rosenbergr verunglückte heute morgen der hier wohnhafte Bergmann D. tödlich, da der Förderkorb auf ihn fiel. Gestern noch war der Verstorbene bei der Sanitätskolonne zum Transport Verwundeter tätig.

Aus Feindesland mitgebrachte Waffen. Durch Erlass des Kriegsministers ist die Eingehung der aus Feindesland mitgebrachten Waffen und Patronenvorräte angeordnet. Die Ortspolizeibehörden sind mit Anweisung versehen, die Waffen und Patronen einzuliefern und an das nächstliegende Artillerie-Depot abzuliefern.

„Krupp's Meisterstück“ nennen unsere Feldartilleristen die 21-Zentimeter-Mörser, die schwersten Geschütze, welche unser Feldheer einstweilen mit sich führt. Trotzdem einzelner der Geschütze bereits mehr als 2000 Schuß hinter sich haben, ist noch nicht das mindeste Nachlassen der Präzision zu bemerken. Sie werden zur Erledigung von Festungsbauten und sehr starken Einbautungen, zur Besetzung großer feindlicher Truppenansammlungen, zur Dedung von Infanterieangriffen mitgeführt. Jedes Geschütz wiegt 17 Zentner und entseßt beim Flug durch die Luft einen solchen Luftdruck, daß Personen, die sich in einer Entfernung mehrerer Meter befinden, zu Boden gesetzt werden und lange Zeit ohnmächtig bleiben.

Im Keller verschüttet! Bei der Belagerung von Antwerpen hat sich laut „Voss. Zig.“ eine aufregende Szene abgespielt, die um ein Haar schreckliche Folgen hätte haben können. In einem Ader war eine deutsche Mörbatteried eingegraben, die ihr verheerendes Feuer gegen Antwerpen richtete. Die Belgier, die den unerwünschten „Brummer“ zur Ruhe bringen wollten, schossen wohl in die Richtung ihrer Geschosse aber fielen alle zu kurz in ein belgisches Dorf, das ebenfalls von Deutschen besetzt war. Eine Granatschlag in ein Haus ein, das den Truppenverbandplatz aufgenommen hatte, zerstörmte alle Stodwerke, daß die Wände wie Pappe zusammenknicken und alles in den Keller stürzte. Der Stabsarzt, das Sanitätspersonal, Verwundete und das ganze Cazarell lagen plötzlich von hohen Steinmassen bedeckt im Keller begraben! Sofort wurden Mannschaften herbeigeht, die unter den fortwährend einschlagenden Granaten mit den Aufdrummsarbeiten begannen. Zuerst findet man den Schwerverwundeten Stabsarzt, nach und nach kommt man auch zu den anderen unter dem Schutt. Nach stundenlanger Arbeit hatte man die Verschütteten hervorgeht, die auf Autos nach Brüssel gebrocht wurden.

Aus Tsingtau teilten zwei deutsche Mitglieder der Gesellschaft für Heimatkunde am 8. August mit, daß sie sich zur Verteilung Tsingtaus an der Land- und Seefronte bereit halten. Von allen Seiten strömten die Reservisten und Landwehrleute herbei. Es herrschte in ganz Kiautschow große Begeisterung. Das Ultimatum Japans, das die Abtretung Kiautschows forderte, wurde erst am 18. August veröffentlicht.

Erntedankfest.

In den meisten deutschen Bundesstaaten wird diesen Sonntag, in anderen etwas später durch die volkstümlichen Kirmen, das Erntedankfest begangen. Wenn dieser Tag in unserer modernen Zeit mehr die ländlichen Kreise und kleinere Städte interessiert hat, so ist er heuer für das ganze deutsche Volk bedeutsam. Wir stehen in einem Weltkriege, in dem es nicht allein auf den Sieg der Waffen, sondern auch auf die Erhaltung der wirtschaftlichen Kraft der ganzen Nation ankommt, und hierin spielt der Ausfall der Ernte eine große Rolle. Wir haben dem Allmächtigen zu danken, der die Saaten vor Hagelschlag und Wettersturm in Gnaden bewahrte, und uns eine ansehnliche Ernte in allen Feldfrüchten gab, die die Ernährung des Volkes in Waffen und dabeim gewährleistete. Das Brotkorn ist glücklich geborgen, auch das Einbringen der Kartoffeln vollzieht sich unter günstiger Witterung und wird hoffentlich so zum Abschluß kommen.

Wir haben nicht nur dem deutschen Gott im Himmel für die günstige Ernte zu danken, auch unserer Landwirtschaft, die immer noch mit manchen in den Zeitverhältnissen liegenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat, gebührt unsere Wertschätzung. Sie hat ihren großen Anteil am Kriegserfolg, wir stehen darin viel besser da, wie der Industriestaat England. Die Erfahrung dieses Krieges wird viele Streitigkeiten über das Thema „Stadt und Land“ beseitigen, Ackerbau und Viehzucht allgemein die Stellung wiedergeben, die sie verdienen. Damit wird auch der Fortzug in die großen Städte zu einem gewissen Abschluß gelangen. Von dem Dankfest für die Ernte in der Landwirtschaft schweifen unsere Blicke aber hin auf die große Kriegsernte, die so reichlich an Erfolgen. Hat uns die Schändlichkeit unserer Feinde so manches harte Wort ausgepreßt, wir wissen, und das ist ein Trost, daß am großen Abrechnungstag uns die volle Ernte der Vergeltung zuteil werden wird. Jedem Krüppel winkt dann ein Ehrenfranz.

Lehte Sinderlarten:

Berlin, 3. Okt. (Nichtamt.) Das Berl. Tagbl. meldet aus Amsterdam: Nach hier vorliegenden Nachrichten hat der kleine Kreuzer „Karlsruhe“ im Atlantischen Ozean sieben englische Dampfer versenkt.

Berlin, 3. Okt. (W. B. Nichtamtlich.) Der Hilfs-lazarettzug der Kronprinzessin Cäcilie, der vom Verein vom Roten Kreuz in Wilmersdorf und Schöneberg ausgestattet wurde, ist von seiner ersten Fahrt vom westlichen Kriegsschauplatz in Dresden angekommen. Er brachte 320 Verwundete, größtenteils Sachsen. Professor v. Dettinger teilte mit, daß sich die Einrichtungen des Zuges ausgezeichnet bewährt haben. Er erzählte, daß es ihm gelungen sei, während der Fahrt Operationen auszuführen. Keiner der Verwundeten ist unterwegs gestorben. Der Zug bleibt bis heute nachmittag in Dresden und wird dann wieder zum westlichen Kriegsschauplatz abgehen.

Berlin, 2. Okt. (B. V. Nichtamtlich.) Wie das „Berl. Tagbl.“ meldet, hat die philosophische Fakultät der Universität Königsberg dem Generalstabschef des Generalobersten v. Hindenburg, Generalmajor v. Ludendorff, die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Karlsruhe, 2. Okt. Gestern vormittag fand hier die Beisprechung des am 28. September im 58. Lebensjahre verstorbenen Präsidenten der Großherzoglichen Zivilliste Dr. Eduard v. Nicolai statt, der sämtliche Minister, zahlreiche Hofwürdenträger und viele Vertreter von Kunst und Wissenschaft bewohnten.

Worbis (Eichsfeld), 2. Oktober. Auf dem Kalischacht „Preußen“ der Deutschen Kaliwerke in dem nahen Bernerode wurden durch ein herabstürzendes Salzlager drei Bergleute getötet und einer verletzt.

Wien, 2. Okt. Aus Butarest hier eintreffende Drahtnachrichten melden, daß die Krankheit des Königs bis auf eine kleine Unpäßlichkeit behoben ist.

Paris, 2. Okt. (B. V. Nichtamtlich.) Der „Temps“ meldet, daß Serbien die Jahresklasse 1915 unter die Fahnen ruft. — Das Blatt enthält wiederum große Lücken von $\frac{1}{3}$ Spaltenlänge.

London, 2. Okt. (W. B. Nichtamtlich.) Der „Manchester Guardian“ schätzt den Schaden, den der Kreuzer „Emden“ der englischen Schifffahrt im Indischen Ozean zugefügt hat, auf eine Million Pfund Sterling. Der Tonnengehalt der zerstörten Schiffe betrug 50 000. Das Blatt rühmt den Kapitän der „Emden“, der die Besatzung der Kauffahrer schonte, und bemerkt die englische Marine habe in den asiatischen Gewässern kaum sechs Kreuzer, die an Schnelligkeit der „Emden“ gleichkommen.

Öffentlicher Wetterdienst.

Dienststelle Weilburg.

Wettervoraussage für Sonntag, den 4. Oktober 1914.

Vielfach wolkig und trübe, aber nur vereinzelt und strichweise leichte Regenfälle, nachts weniger kalt, bei zeitweise auffrischenden Winden aus westlichen Richtungen.

Wetter in Weisburg.

Höchste Lufttemperatur gestern	14°
Niedrigste " heute	2°
Niederschlagshöhe	1 mm
Rahndraht	1.24 m

Seldpostbriefe

in verschiedener Packung u. Preislage,
Schokolade und Pfeffermünz
 enthaltend

empfehl't A. Hahn, Konditor.

die Phantasien über deutsche Lande

den amilitären Verträgen des englischen Hauptquartiers wird erzählt, deutsche Spione bewegen sich scharenweise in den Geländen zwischen den feindlichen Heeren. Als Vandalen verkleidet tun sie so, als ob sie auf den Äckern arbeiteten. Sie treten auch als französische oder englische Soldaten verkleidet auf, sogar deutsche Frauen sind als Spione tätig. Eine ganze Legion dieser Spione befindet sich in Gefangenschaft der Franzosen und Engländer. Mit dieser Darstellung soll möglicherweise nur eine barbarische Behandlung gefangener Deutscher beschönigt werden.

Die neusten Telegramme.

Nikolaus, Zar aller Reuzen, — Depeschirt hin nach Bordeaux: — „Lieber Freund, ich habe Schmerzen — Im Gehirn und sonst noch wo. — Schaff mir Bindekraut mein Blagen, — Galt den Feind bald kurz und klein, — Rückantwort ist bar bezahlt schon, — Nikolaus in großer Pein.“ — Frankreichs Präsident nach London — Drahtet dringend den Ergh: — „Joffre, mein Gen’ral, der meldet — Jeden Tag mir neu Verdruss, — Dran ist nicht er stets am Siegen — Bloß es wird nichts Rechtes draus, — Laßt mir doch in Eile schiden — Sechs Armeekorps noch heraus.“ — King George schreibt zur Kewa — An den Zar von Petrograd — „Höre, sehr verehrter Vetter, — Ich hab’ jetzt das Warten satt. — Meine Schiffe können schwimmen — Nicht zu Land hin nach Berlin, — Tut Ihr nichts, so müssen alle — Schließlich wir noch Keine ziehn. — Wunderbar nimmi aus sich heute — Unser Rot- und Tod-Vertrag, — Aber kommt es immer anders, — Dann kann mittun, wer da mag!“

Georg Baulien.



Verlustliste. (Oberlahn-Kreis.)

Infanterie-Regiment Nr. 81, Frankfurt a. M.
Vertrix am 22., Orgeß 23., Mattou 25. u. Rancourt 28. 8.
Uffz. Heinrich Kofsbach aus Kunkel tot, Musk. Wilh.
Tönges aus Schadeck verw., Musk. Wilhelm Hohmann
aus Münster verw.

Püßler-Regiment Nr. 80, Wiesbaden und Homburg.
Vertrix am 22., Orgeß 23., Mattou 24. u. Pourou 28. 8.
Füß. August Höbler 2r aus Seelbach lww., Füß. Hein-
rich Grasmehr aus Steeden lww., Uffz. d. R. Adolf Dienst-
bach aus Weilburg lww., Uffz. d. R. Ludwig aus Chri-
stianshütte lww., Ref. Krämer aus Weilburg verw., Lt.
d. R. Karl Schlitt aus Obertiefenbach lww., Ref. Adolf
Lepalter aus Odersbach schw., Füß. Karl Rompel aus
Kunkel verw., Reservist Phil. Böhr aus Niedershausen lww.,
Gefr. d. R. Friedrich Otto 2r aus Bernbach verw., Ref.
Rudolf Reuter aus Kurfürst verw., Ref. Georg Heßler aus
Weilmünster verw., Füß. Georg Lantow aus Obertiefen-
bach verw., Füß. Johannes Thiel aus Ernsthausen lww.,
Gefr. d. Ref. Johann Klein aus Niedershausen verw.

Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 80, Wiesbaden.
Tremblais, Monzon, Neuschateau am 22. u. 24. und
Rancourt 28. 8.

Wehrm. Heinr. Porz aus Niedershausen, verw., Wehr.
Georg Breitheder aus Weilburg verw., Uffz. Wilh. Bauer
aus Allendorf schw., Ref. Aug. Nagelbach aus Langhecke
lww., Maschinengewehrkompanie: Schütze Hermann Michel
aus Löhnberg lww.

Bei der Militär-Vorbereitungsanstalt hier ist
die Stelle eines

Milfskassernenwärters

sofort zu besetzen. Geeignete Bewerber wollen sich bei der
Unteroffizier-Vorschule melden.



Die
wegen ihrer Zuverlässigkeit
beliebten

Laternen „Panzer- Sturmtrotz“

sind wieder zu haben.

L. Lehr, Spenglermeister
Weilburg.

Zigarren-Feldpostbriefe

zu 30, 35 und 40 Pfg. (portofrei) empfiehlt

Rudolf Schmidt.

Fritz Rinker, Weilburg,

gegründet 1874 Schwanengasse 10
empfiehlt in seiner seit 40 Jahren bestehenden
Spezialabteilung für Artikel zur
Kranken- und Gesundheitspflege:

Bettelagen,
Beißfäden,
Bruchbandagen mit u. ohne
Feder,
Katheter,
Eisbeutel,
Damenbinden,
Gummischläuche aller Art,
Hirspreukissen
Irrigatoren,
Inhalierapparate
Ideal Schlauch und poröse
Gummibinden,
zu billigen Preisen.

Leibbinden
Luft- und Wasserlinsen,
Leibwärmer
Spritzen jeder Art,
Suspensorien,
Fieber- und Badethermo-
meter,
Plattfüßeinlagen.
Ferner zur Kinderernährung:
Sorghet-Milchapparat sowie
die hierzu nötigen Ersatzteile
als Flaschen, Sauger, Gummi-
platten etc.

Vorkommende Reparaturen werden fachgemäß und billigst
ausgeführt.

Fritz Rinker, Weilburg.

Lieferant vieler Krankenkassen.

Fachmännische Bedienung.

Apollo-Theater

Limburgerstr. 6. Weilburg Limburgerstr. 6.

Hochmoderne Lichtspiele.

Angenehmer Familienaufenthalt. Unterhaltend u. belehrend.

Eintritt zu jeder Zeit.

Nur Sonntag, den 4. Oktober 1914 von 3 Uhr nachm.
bis 11 Uhr abends.

Kriegsteilnehmer nachm. freien Eintritt.

Programm:

1. Fischkultur. Aktuell.
2. Purzel als Radfahrer. Humoreske.
3. Wenn sich Schatten lichten. Drama.
4. In der Sommerfrische. Humoreske.
5. Des Pfarrers Töchterlein.
Wunderbares Drama. — In der Hauptrolle
Henny Porten.
6. Sein erster Versuch auf Rollschuhen. Humoreske.
7. Wer war der Täter?
Außerst spannend. — Drei Akte.
— Detektiv-Drama. —

Zu zahlreichem Besuch ladet ergebenst ein

Die Direktion.

L. Weigand.

Änderungen im Programm vorbehalten.

Es wird um Zahlung der im August fällig gewordenen
Kirchensteuer

erfücht.

Weilburg, den 1. Oktober 1914.

Der evang. Kirchenrechner.

Sturmlaternen

empfiehlt

Eisenhandlung Zilliken.
Marktplatz.



Jedes freie Stück Land sollte
jetzt bepflanzt werden

mit

Winter-Salat, Winter-Kraut
und Winter-Wirsing.

Kräftige Pflanzen zu haben in der

Gärtnerei Jacobs.

Rotes Kreuz.

Die Abteilung III war in der glücklichen Lage vor
einigen Tagen zwei, mit Liebesgaben hoch beladene Auto-
mobile nach Limburg überführen zu können, von wo aus
dieselben direkt an unsere Truppen ins Feld weiter gefandt
wurden. Der Ruf nach warmen Unterleidern wird
immer dringender und so bitten wir herzlich um weitere
gütige Zuwendungen dieser sowie aller anderer Liebes-
gaben bekannter Art.

Im Namen der Abteilung:
D. Drehsus.

Ein zuverlässiges, ordentliches

Mädchen

zum 15. Oktober oder zum 1. November gesucht.

Frau Steuerinspektor Schulze,
Weilburg.

Sibbadewannen

empfiehlt

Eisenhandlung Zilliken.
Marktplatz.

Spiellkarten

vorrätig bei

A. Cramer.



Statt besonderer Anzeige.

Am 16. September fiel im Kampfe für das
Vaterland mein lieber Mann, der treue Vater
meiner beiden Kinder

Selig Volland

Marktscheider der Krupp'schen Bergverwaltung
und Leutnant der Reserve im 1. Landwehr-Regt. Nr. 118.

Im Namen aller Angehörigen:

Käthe Volland, geb. Winkelmann.

Weilburg, 3. St. Rowawes, Rathaus,
29. September 1914.



Krieger-Verein „Germania“.

Unser Mitglied, Kamerad Leutnant d. R.

Selig Volland

starb den Heldentod fürs Vaterland.

Sein Andenken wird bei uns in Ehren bleiben.

Der Vorstand.



Am 24. August starb den Heldentod fürs
Vaterland mein innigst geliebter treuer Sohn,
Bruder Schwager, Neffe und Onkel

Hans Börner

im Alter von 29 Jahren.

Gelnhausen, den 1. Oktober 1914.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:

Frau Auguste Börner Ww.



Am 24. August starb im Gefechte bei
Matton den Heldentod fürs Vaterland

Herr Postassistent

Hans Börner.

Sein Andenken werden wir in Ehren halten.

Das Personal des

Kaiserl. Postamts Weilburg.

Neu eingetroffen:
Karte des westlichen und des
östlichen Kriegsschauplatzes

Maßstab 1:2,200,000

mit Fähnchen zum Markieren der Stellungen

Stück 80 Pfg.

A. Cramer.

bei

la Hammelfleisch

empfiehlt

Wetzerei Schwarz.

„Schloß-Hof“

empfiehlt

Kulmbacher Pilsbier

Vielfach prämiert. Vorzüglich

empfohlen. Stets frisch im

Anstich u. in Flaschen. Wo

noch nicht eingeführt, werden

Vertreter gesucht.

Näheres durch:

Pilsbier-Filiale Wiesbaden,

Taunusstraße 22.

Von jetzt ab wieder

Würstchen

zu haben.

Adolf Penne,

Schweinefleischerei.

La Holl. Bollhering

Fst. Rollmöpfe

empfiehlt

Georg Damm.

Gute Geister

Ein
Sonntagsblatt
für das
deutsche Haus

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
Expedition und Annoncen-Annahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

27. Jahrg.



Aus der ferne.

Mit einer Vignette von G. Koch.

Im Gebirge, umbläht von duftenden Syringen,
Von Wipfelkronen überschattet und umrauscht,
Im tiefen Mauerfuhl ein kranker Mann und lauscht
In die Ferne hinaus, wo Hörner klingen!

Der helle Ton der Kavallerie-Trompeten,
Der trägt herüber ihn der Wind!
Die Käfte weich und lind,
Und lauscht den Tönen, die herüberwehen!

Und sucht die jungen, braunen Reiter . . .
Nichts zu sehen . . . da am Waldessaum
Wie ein Schatten hin, zu unterscheiden faum!
Nein es kaset spähend weiter!

Der Kranke droben lauscht und lauscht mit glühnden Wangen!
Er hebt sich hoch im Stuhl! Wie oft war er dabei!
Laut tönt wie einst sein jauchzendes Hurrageschrei,
Mischt mit den Rufen sich, die dort herüberlangen!

Er sinkt zurück. Umbläht von duftenden Syringen,
Von Wipfelkronen überschattet und umrauscht,
Zum Tod verdammt der kranke Mann hinunterlauscht . . .
Und weint und weint . . . als sollte ihm das Herz zerpringen.

Georg Eggehoff.

Das Auge des Herrn^{*}

Roman von Hans A. Osmann.

(Nachdruck verboten.)

Das große Gut Malchentin in Pommern ging immer mehr zurück. Seitdem der jetzt weit über sechzig Jahre alte Baron von Malchwig die Herrschaft übernommen, es war nach 66 gewesen, wo er sich bei Königsgräf ein heißes Bein geholt, hatten nur die Inspektoren dort ihr Geschäft gemacht. Der jetzige, Sinske, stand besonders mit dem alten Krampe in Verbindung. Früher gehörten noch die Güter Stevenhagen und Schlarentin den Malchwigs und der Sohn des Alten, ein Kavallerie-Oberst, wollte sie schon später wieder erwerben, aber er starb plötzlich und seine 21jährige Tochter Annemarie kam zu den Großeltern. Annemarie verstand es mit der Zeit, sich in der Wirtschaft nützlich zu machen und begleitete den Großvater öfters auf das Feld. Da sah sie eines Tages, daß Sinske ein vorzügliches Pferd ritt und kaufte es. Der alte Baron hatte sich bald darauf entschlossen, der Herrschaft in Schlarentin einen Besuch zu machen. Wolf, der Pächter in Schlarentin, gab Annemarie viele Ratsschläge betreffs der Bewirtschaftung und ihres Verhaltens gegenüber Sinske. Krampe will durchaus das letzte Stück Wald von Malchentin kaufen, denn bei dem alten Baron herrschte, wie Krampe wußte, Geldnot. Da starb die alte Baronin und wurde auf dem kleinen Kirchhof begraben. Auch Krampe war zum Begräbnis. Nach einigen Tagen erschien er mit Sinske zum Kondolenzbesuch beim Baron, um zugleich über den Waldverkauf zu sprechen. Annemarie blieb im Zimmer, trotzdem Krampe erklärte, er hätte geschäftlich zu verhandeln. Als sich Sinske darüber aufregte, wies der Baron ihn aus dem Zimmer. Der Inspektor unternahm vor Wut einen Ausritt, wobei er mit dem Pferd stürzte und schwer verletzt ins Krankenhaus gebracht wurde. Wolf trat Annemarie einen Clen von sich zur Hülfe ab, Jan von Kocjerowski. Er studierte Landwirtschaft und sollte später die Güter seines Freundes Graf Neutrich verwalten. Jan deckte Sinskes Unregelmäßigkeiten auf und Sinske erhielt die Kündigung. Unermüdetlich war Jan tätig und suchte dabei auf Annemarie Eindruck zu machen. Und bald waren beide jungen Leute Verlobte. Eines Tages war Kocjerowski zur Jagd nach Stevenhagen eingeladen, wo er eine Geliebte von sich, Janina Woitek, traf. Bei der Jagd wurde ihm ein Verwandter Annemaries, Walte von Malchwig, vorgestellt, der ihm erzählte, daß er Stevenhagen erwerben möchte.

(Fortsetzung.)

„Aufdringlicher Bursche,“ brummte Annemarie Malchwigs Bräutigam vor sich hin, als er zu seinem Stande hinüberging. „Was erzählt er mir da alte Familiengeschichten, die für mich absolut kein Interesse haben. Aber vielleicht ist es ganz gut, daß ich etwas über ihn Bescheid weiß, man könnte den alten Malchentin warnen.“

Aber dann kam ihm ein anderer Gedanke. Wenn dieser Malchwigs Stevenhagen übernahm, so war es nicht ausgeschlossen, daß er den alten Woitek entließ. Dieser machte,

^{*} Für unsere neuentretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.

so viel er wußte, keineswegs saubere Geschäfte mit Krampe — der Konsul hatte sich fast gar nicht um die Verwaltung von Stebenhagen gekümmert und alles seinem Oberförster überlassen — der zukünftige Besitzer sah ihm nicht so aus, als würde er alles so weiter gehen lassen. Und mit Woitek würde auch Janina aus der Gegend verschwinden.

Koczierowski war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht auf die Jagd acht gegeben hatte. Jetzt brachen zwischen ihm und Malchwig drei Hirsche durch. Ehe er ans Schießen dachte, frachte es schon auf dem Nachbarstand, und in langen Fluchten flogen die drei Ge- weiheten an ihm vorüber. Der eine davon, ein Zwölfer, hatte auf den Schuß gezeichnet. — Malchwig rief zu ihm herüber:

„Ich bin gut abgekommen — der geht nicht mehr weit!“

„Weidmanns- heil,“ antwortete

Koczierowski verbindlich zu- rüd. — Er hatte beschlossen, mit diesem neuen Vetter von Anne- marie Freunds- chaft zu schlie- ßen, um ihm möglichst schnell reinen Wein über den Oberförster Woitek einfließen zu können.

11.

Konsul Frei- land hatte für sich im Steben- hager Gutshause ein Paar ge- müthliche Räume reserviert, wo er am Abend nach der Jagd seine Gäste bewirtete. Es war eine trauliche Tafel-



Erbeutete französische Feldgeschütze in Straßburg.



Der Justizpalast in Brüssel, ein hervorragendes Bauwerk, das durch seine erhöhte Anlage be- sonders vorteilhaft aus dem Stadtbild heraustritt



Verschiedene Truppengattungen der sogen. französischen „Schwarzen Armee“.

runde in dem alldutschen Jagdzimmer, und der schwere Rotzpon, zuge- fleißig wurde sprachen die Ge- erhöhte die Ge- mütlichkeit noch bedeutend. Koc- zierowski sah neben Herrn von Malchwig, dem er eifrig ausrant. „Na, Koczie- romski-Wan, Sie wollen also nun bald die Gegend verlassen?“ fragte der Schlären- tiner ehemol- seinen liegen „Zehr- pringen“ über Tisch hinüber. „Geht's denn nun gleich nach Komschütz oder wollen Sie sich erst noch einen wirklich wohlver- dienten Urlaub schenken?“

„Keins von beiden, Herr Wolf!“ Koczierowski ärgerte sich im Stillen über die vertrauliche Anrede des Wäch- ters. — Jetzt, da er sich bereits als zukünftigen Herrn von Malchentin fühlte, dünkte er sich natürlich aber mehr als der biedere Rotbart, aber es war doch besser, man hielt vorläufig noch gute Nachbarschaft mit ihm, und so fuhr er fort: „Ich gehe noch auf ein Wintersemester auf die Hochschule und außerdem will ich in Eberswalde noch etwas Forstwirtschaft hören.“

„Nun sieh, einer an, dieser Wissens- durst! Worauf wollen Sie eigentlich hinaus? Wollen wohl dem alten Zaer Konkurrenz machen oder Vater Rühn. Der Mann gilt heute schon hier im Kreise als ein ganz phänomenales Lumen —“

„Dank Ihrer Erziehung, Herr Wolf,“ wehrte Koczierowski mit gut angebrachter Bescheidenheit ab. Ihm

das Gespräch peinlich: er fürchtete, der gutmütige, aber etwas taftlose Rotbart könnte es an unangenehmen Ecken vorüberfahren. Und richtig — da war es schon: „Na, Profit, mein Jan, ich bin auch stolz auf Sie. Am liebsten hängte ich Sie als Musterbeispiel in einen goldenen Rahmen und gründe mit dieser Reklame eine landwirtschaftliche Lehranstalt auf Scharentin! Schade, daß wir Sie nicht ganz in der Gegend hätten.“ Sie wissen schon, was ich meine.“ Listig blinzelte er seinem Gegenüber zu, „für Malchentin wär's die beste Wohnung gewesen. Aber Sie sind eben während Ihrer Schlaraffenzeit gar zu oft nach Steinhagen geritten. Na, nichts da!“, unterbrach er sich, als ihm Kocziorowski einen dankbaren Blick zuwarf und nach Woitek hinüber winkte, der mit seinem Kopf zwischen zwei Regierungsräten saß, denen er den Jägerlatein zum besten gab.

Unwillkürlich waren Herrn von Malchewitz' Augen der Richtung gefolgt, nach der Kocziorowski hindeutete. Dieser griff die Gelegenheit auf, einen Pfeil auf Janinas Vater zu verfeuern.

„Ein alter Säufer“, raunte er seinem Nachbar zu, „und trotzdem verbirgt dieser Brave unter der Maske eines Vieders ein recht unsauberes Gewerbe. Der Konsul hat's wohl nötig gehabt, sich genauer um seine Holzverkäufe zu bekümmern; — aber falls Sie, verehrter Herr von Malchewitz, Steinhagen wirklich übernehmen sollten, so würde ich Ihnen dem Manne scharf auf die Finger zu passen.“

Danke für den gültigen Wink“, antwortete er, „ich würde überhaupt dankbar sein, Herr von Kocziorowski, wenn Sie mich hier und da Ihre freundliche Unterstützung zuteil werden lassen. Leider bleiben Sie ja, wie ich höre, nicht mehr lange in der Gegend. Aber ich denke, der Kauf wird morgen perfekt, und ich werde dann sofort übersiedeln. So bleibt doch immer eine kurze Spanne Zeit, während der ich von Ihrem Räte ziehen kann.“

Nun, dann möchte ich Sie gleich noch auf eins aufmerksam machen. Sie sprachen heute davon, daß Sie möglichst viel alten Malchewitzer Besitz aufkaufen möchten. Das Vorwerk Neuhof ist augenblicklich zum Verkauf. Sie müßten da allerdings schnell zugreifen, denn so viel ich weiß, handelt darauf schon der frühere Malchewitzer Inspektor Einske.“

Malchewitz wurde die Antwort abgeschnitten, da der Konsul diesem Moment die Tafel aufhob. Es wurde nun, wie das in Steinhagen üblich war, ein kleines „Zeichen entriert“, da Malchewitz und Wolf nicht spielten, so fügte es sich ganz selbst, daß sie gemeinsam in einer Ecke Platz nahmen, von wo aus sie das ganze Zimmer übersehen konnten.

Natürlich brachte auch Wolf das Gespräch auf den Kauf in Steinhagen.

„Ich freut's namentlich für Fräulein Annemarie“, meinte er, „denn wenn Sie auch aus einer anderen Linie kommen, so wird dann doch wenigstens ein Malchewitz wieder hier in der Gegend sitzen. Das hat sie, glaube ich, immer am meisten bedauert, daß der Name mit ihr aus der Gegend verschwinden



Das Rathaus in Brüssel, ein wundervoller architektonischer Bau.

wird. Ein Staatsmädel, Ihr Fräulein Rufinel! Schade, daß der Kocziorowski sich hier schon verplempt hat, dem hätte ich sie schließlich gegönnt. Er war ja früher ein leichtsinniger Gefelle, aber er hat sich doch kolossal rausgemacht. Wenn Malchentin heute wieder einigermaßen gesicherter Besitz ist, so ist das, neben Fräulein Annemarie, in der Hauptsache ihm zu verdanken. Tja — und der sitzt nun hier beim alten Woitek oder vielmehr bei dessen Tochter rettungslos fest.“

Malchewitz horchte auf. Hatte nicht Herr von Kocziorowski erst vor wenigen Minuten ihn vor dem alten Oberförster gewarnt? Das war doch immerhin eine merkwürdige Sache. So fragte er mit hochgezogenen Brauen: „Ist denn die Sache wirklich ernst zwischen Herrn von Kocziorowski und dem Fräulein Woitek? Ich habe die Dame heute morgen kennen gelernt, sie ist allerdings eine Schönheit ersten Ranges, wenn auch —“

„Tja — ernst — schließlich, was ist ernst im Leben, — namentlich bei heimlichen Verlobungen, aber in diesem Falle scheint der gute Jan doch erheblich fest zu sitzen und auch garnicht los zu wollen! Das fing schon vor drei Jahren an, als die Janina aus der Pension zurückkam. Sie ließ ihn zuerst ein paarmal gehörig abbilden, das hat ihn dann erst recht verliebt gemacht. Und dann ist er doch endlich in Gnaden aufgenommen worden.“

(Fortsetzung folgt.)



Ansicht des Seehafens von Brüssel.

Funken und Flammen.

Original-Roman von Max Pollaczek.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Wenn meine Meinung mit der eines andern nicht übereinstimmt, dann nehme ich gewöhnlich an, daß der andre unrecht hat.“

Der Mann, der dieses Wort gelassen ausgesprochen hatte, räkete sich bequem in seinem Lehnstuhl und schaute, soweit man es durch die dichten Tabakswolken, die sein Haupt umgaben, erkennen konnte, seinen Gegner mit lustig zwinkernden, etwas geröteten Augen an.

„Deine Bescheidenheit ist fast beängstigend groß,“ verjette der ärgerlich.

Er saß rittlings auf einem Holzstuhl, hatte die Hände auf die Lehne gelegt und qualmte gleichfalls mächtig aus einem kurzen Maserkopf.

„Sage das nicht,“ nahm Dr. Globig wieder das Wort, „Bescheidenheit wäre die letzte Eigenschaft, deren ich mich rühmen wollte. Ich setze meinen Stolz darein, den Ehrennamen „Friedrich“, den Du und das übrige Geschlecht mir gegeben haben, zu verdienen.“

Karl Reifgang schien keine Lust zu haben, das Gespräch weiterzuspinnen, er drehte den Stuhl mit einem Ruck so, daß er dem Freunde nicht mehr das Gesicht, sondern die Seite zuwandte. Eine Weile blieb alles still und man hörte nur das leise Ticken einer Stuhluhr, die den schönsten, ja einzigen Schmuck des ärmlich möblierten Zimmers bildete. Man mochte sich mit Recht darüber verwundern, wie dieses Brunnstück hierher kam. Im prahlerischen Glanze seiner Vergoldung paßte es wenig zu der roh aus Tannenholz zusammengeschlagenen Bettstelle, zu dem mit Tintenfliegen überfüllten, altmodischen Schreibtisch und dem Bücherregal, welche die wesentlichsten Bestandteile der Einrichtung ausmachten. Was sonst noch da stand, war nicht der Rede wert: ein Waschtänder mit schadhafter Schüssel, eine klapprige Kommode und außer dem erwähnten Lehnstuhl zwei invalide Stühle, von denen einen Reifgang einnahm.

Globig, der Eigentümer dieser Herrlichkeiten, brach zuerst das Schweigen.

„Ich kann nicht finden, Deine Ansicht werde dadurch richtiger, daß Du den Beleidigten spielst und mir die kalte Schulter zukehrst. Ich habe es aber immer gesagt: Du hast etwas Weibisches an Dir. Wie sagt doch Schopenhauer? —“

„Es ist mir vollkommen Wurst, was Schopenhauer sagt,“ unterbrach ihn Reifgang ärgerlich, „aber ich kann Menschen wie Dich und Deinesgleichen nicht ausstehen. Du bist eben ein —“

Hier stockte er und suchte nach einem Worte.

Globig kam ihm zu Hilfe.

„— ein kalter Ironiker, wenn Du diesen Jean Paulschen Ausdruck annehmen willst.“

„Na ja, meinetwegen, kalter Ironiker.“

Reifgang schien schon etwas besänftigt und fuhr ruhiger fort: „Bei aller Achtung vor kritischen Fähigkeiten, eines ist Dir versagt geblieben, Dich in die Seele eines Künstlers hineinzudenken. Du ein Künstler, ein Dichter . . .!“

Er zuckte unsäglich hochmütig mit den Achseln.

Auf dem scharfgeschnittenen Gesicht von Dr. Globig malte sich helles Vergnügen. Er rieb sich die auffallend schlanken und durchsichtigen Hände und schüttelte heftig den Kopf.

„Bravo so, bravo, immer bleibt dabei, Ihr Herren. Macht Euch nur weiterhin mit solchen Phrasen gegenseitig betrunken. Das klingt alles so schön, Stimmung und heiliges Feuer und was weiß ich, und doch steckt nichts anderes dahinter als Faulheit und Unfähigkeit.“

Reifgang hatte mit gerunzelter Stirn zugehört.

In spitzem Ton entgegnete er: „Ich verzichte durchaus darauf, Dir in dieser Tonart zu antworten, aber vielleicht gestattest Du die Bemerkung, daß Du am allerwenigsten berechtigt bist, über Schaffende zu urteilen.“

Globig lachte.

„Ach so, weil ich mich recht und noch mehr schlecht von Uebersetzungen nähre. Du weißt, daran sind doch nur die vier Spezies schuld.“

„Die vier Spezies?“

„Natürlich, mein Sohn, verschließe Deine reichlich großgeratenen Ohren nicht den Worten der Weisheit. Trotz meines tiefen Wissens, trotz meines, die Ameisen beschämenden Fleißes, trotz meiner Fertigkeit im raschen Denken dauert es ungefähr eine Woche, bis ich einen meiner als trefflich anerkannten Essays vollendet habe. Lege ich dann solch ein kleines Meister-

werk einem der Männer vor, die dem deutschen Lesepublikum die Krippe mit geistiger Nahrung füllen, ich meine einem Redakteur, so entlohnt er mich in überschwinglicher Großmut mit einer Doppelkrone, und wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen, legt er noch eine einfache dazu.“

„Aha.“

„Natürlich, aha. Ich bin aber ein Sybarit, der für seinen Lebensunterhalt täglich fünf Mark braucht, das sind die Wochen fünfundsiebzig Mark. Es bleibt also ein Manko von fünfzehn Mark, das durch Vorgen bei Euch zu decken mir schwer würde, fintelmalen Ihr selbst Euer unnützes Dasein von Schulden fristet. Uebersetzungen aber werden ebenfotig bezahlt wie die Originalgeistesfrüchte der deutschen Schriftsteller und lassen sich mit leichter Mühe herstellen. Quod erat demonstrandum.“

„Das entschuldigt Dich nicht. Wenn Du selbst etwas zu sagen hättest, würdest Du nicht andere durch Deinen Mund reden lassen. Ich wenigstens ziehe es vor, meinen Idealen zu leben und Gott sei Dank, habe ich noch viele gleichgesinnte Freunde. Hungern — ja sich verkaufen — nie und nimmer. Das heilige Feuer, das . . .“

Der Ton höchsten Vergnügens, der ihn unterbrach, konnte allein als Quietschen bezeichnet werden. Doktor Globig schüttelte sich. Er hatte die kurze Pfeife aus dem Munde genommen und klopfte mit ihr taktmäßig auf den Tisch. Es war wie eine Begleitung zu seinen Worten.

„Hab' ich's nicht eben gesagt? Ich wußte ja, daß das samose heilige Feuer bald kommen müsse, ich wußte es ja.“

Dann ernster werdend, redete er weiter: „Sieh mal, Reifgang, von Deiner künstlerischen Begabung ganz abgesehen, Du bist doch im Grunde ein ganz geheimer Junge, wie kommt es denn nur, daß Du die Hohlheit Eures Lebens nicht einsehst. Ihr lacht mich aus, weil ich regelmäßig Tag für Tag arbeite und nicht bloß dann, wenn ich dem Hungertode nahe bin. Ihr spottet darüber, daß ich keine Schulden mache und meine Wäscherin bezahle. Ihr seid stolz auf Eure Boheme und seid Bohemiens doch nur aus ruppiger Faulheit, weil es Euch bequemer dünkt, im Kaffeehaus herumzulungern, den Kellner anzupumpen und Euch gegenseitig anzurenommieren, als arbeiten wie andere Menschen, die Ihr Philister nennt oder vielzuleide, wie es jetzt modern ist.“

Globig erzielte die gewünschte Wirkung nicht. Reifgang stand erzürnt auf.

„Nun habe ich Deine Tiraden über. So was von satter Selbstgefälligkeit und blassem Reide zugleich ist mir doch noch nicht vorgekommen.“

Globig lächelte ironisch und warf ein: „Logik, mein Vester, Logik; Selbstgefälligkeit und Reide passen schlecht zueinander.“

Aber der andre hörte nicht auf ihn, sondern fuhr in gesteigerter Erregung fort: „Natürlich Reide, weil Du ahnst, daß wir etwas Besseres sind als Du. Wenn wir Dir nicht anstehen, warum drängst Du Dich in unsre Kreise, warum hoffst Du denn Tag für Tag bei uns und behelligst uns mit Deinen albernen Spottreden? Wir verzichten. Adler zu Adler und Krähen zu Krähen!“

Dann griff er nach seinem Hute, sagte kurz „Adieu“ und schlug die Türe dröhnend hinter sich zu.

Globig machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten. Er nickte gleichmütig mit dem Kopfe, als sei die Art, in der sich Reifgang verabschiedet hatte, die alltägliche und zwischen Freunden übliche, und zündete sich die ausgegangene Pfeife wieder an. Hierauf rückte er den Lehnstuhl näher an den Schreibtisch und fuhr in seiner Arbeit, der Uebertragung eines Romans fort. Er war sehr eifrig bei der Sache, eilfertig flog die Feder über das Papier und nicht ein einzigesmal hob er den Kopf empor. Aber er mochte noch kein halbes Stündchen geschrieben haben, als es klopfte. Gleich darauf schob sich die behäbige Figur seiner Wirtin, Frau Dröbel, durch die halb geöffnete Türe.

Unwillig sah Globig auf.

„Was zum Kukud gibt es denn schon wieder? Ich bin jetzt für niemand zu sprechen und wenn es der Gelbrieffträger selbst wäre. Schicken Sie den Herrn fort. Sagen Sie, ich sei gestorben oder ich hätte Zahnschmerzen oder sonst was Glaubwürdiges.“

Die Wirtin wurde verlegen.



Besuch auf dem Durchmark im heimatlichen Dorf. Nach einem Originalgemälde von f. Martin.

„Ach Gott, Herr Doktor, entschuldigen Sie man, es ist ja gar kein Herr da.“

„Nanu, etwa eine Dame?“

Globig erhob sich aufs höchste erstaunt von seinem Sitz und streifte zwei Manschetten, die auf der Kommode lagen, über die Handgelenke.

„Eine Dame? Wie heißt sie denn? Was will sie?“

„Was sie will, weiß ich nicht, und sie sieht furchtbar nobel aus; aber sie hat mir ihre Visitenkarte gegeben.“

Globig griff hastig nach dem eleganten, schmalen Karton und las mit verwundertem Gesicht „Madeleine de Grisbert“. Er schüttelte den Kopf.

„Na denn, ich lasse bitten.“

Die Wirtin ging hinaus und eine halbe Minute später rauchte eine Dame ins Zimmer und brachte einen starken Chypreduft mit. Sie redete den Doktor schwedisch an. Zuerst bat sie wegen der Störung um Entschuldigung, dann, als sie Platz genommen hatte, erzählte sie auf die höfliche Frage Globigs, womit er ihr dienen könne, mit vielen Worten, welches Anliegen sie hierhergeführt hatte.

Zunächst hätte sie Grüße von einem gemeinsamen Freunde, Herrn Maurice Landauer, zu überbringen.

Doktor Globig zog die Stirn kraus, er schien auf diese Bekanntschaft nicht eben stolz zu sein.

Ja und besagter, überaus lebenswürdiger Herr Landauer hätte sie an Herrn Doktor Globig gewiesen, der gewiß nicht minder lebenswürdig sein würde als sein eminent confrère, Herr Maurice Landauer selbst. Von ihr würde er ja wohl schon gehört haben, sie sei ja eine der berühmtesten schwedischen Sängerinnen, ein Stern des Varietés, übrigens auf zwei Jahre hinaus „besetzt“. „Überall reengagiert, wissen Sie.“

Wenn sie jetzt augenblicklich frei sei, so liege es daran, daß sie selbst keinen Anschluß gesucht habe. Ihrer armen Nerven halber, das versteht sich. Ja, aber sie vergesse ganz, dem Herrn Doktor zu sagen, welche Gefälligkeit sie von ihm erbitten wolle. Freilich könne er es sich selbst denken.

Globig schüttelte verneinend den Kopf.

Sie beachtete seine Gebärde nicht und fuhr fort. Sie zweifle ja keinen Augenblick an ihrem Erfolg im Wintergarten, aber sie wolle dem Berliner Publikum mit einer besonders anziehenden Nummer kommen.

Mehrfach hatte Globig den Redestrom unterbrechen wollen, aber es war ihm nicht gelungen. Er ließ ihn daher über sich ergehen und benutzte diese unfreiwillige Muße, die Persönlichkeit seines Gegenübers zu studieren. Sie war, wie er sich gestand, des Studiums wert.

„Nicht mein Geschmack“, dachte er, „dazu ist sie mir etwas zu voll, zu brünett, etwas zu lebhaft und zu stark gepudert, aber frisch ist sie, die richtige Brettl-Schönheit.“

Endlich gelang es ihm, zu Worte zu kommen.

Madames Ausführungen interessierten ihn ungemein, aber er sehe nicht ein, was er bei der Angelegenheit tun könne.

Die Schwedin markierte ungemeinens Erstaunen. Wie beschwörend erhob sie jetzt die Vorgnette.

„Aber, das ist doch klar, mein Freund; Sie sollen die Chanson machen, die ich mir wünsche, eine deutsche Chanson mit schwedischen Worten. Man hat mir gesagt, daß Sie ein Satiriker sind; gut, so schildern Sie die Torheiten Ihrer Landsleute, geißeln Sie die augenblicklich herrschenden Narheiten und tun Sie das in unserm Idiom.“

Globig machte eine abwehrende Bewegung.

„Sollte Ihr patriotischer Stolz sich dadurch verletzt fühlen?“ Der Doktor lächelte.

„Nicht doch, selbstverständlich gibt es in Berlin Toren und Dummheiten genau so wie wo anders, allein ich gestehe Ihnen offen, ich habe noch nie für das Brettl geschrieben und — verzeihen Sie meinen Freimut — eine solche Tätigkeit ist mir recht wenig sympathisch.“

Die Dame murmelte etwas zwischen den Zähnen, das überstet etwa „deutscher Querkopf“ gelautet hätte. Dann aber umspielte sofort ein berückendes Lächeln die ein wenig aufgeworfenen roten Lippen, und bittend erhob sie die mit Ringen überladenen weißen Hände. Prachtvoll flimmerten die Juwelen, die Brillanten und Saphire in den Strahlen der Augustsonne, so daß Globig beinahe die schwachen Augen schließen mußte.

„Aber Herr Landauer hat mir gesagt, daß gerade Sie und kein anderer geeignet wären, meinen Wunsch zu erfüllen. Uebrigens — die Höhe des Honorars würde selbstverständlich gar keine Rolle spielen. Madeleine de Grisbert ist nicht gewohnt zu knausern.“

Globig umging vorläufig jede Antwort, indem er eine Frage an sie richtete.

„Wie sind Sie zu diesem Landauer gekommen, Madame?“

„Oh, sehr einfach, er hat mich interviewt, da sehen Sie.“ Sie wies auf einen Zeitungsausschnitt, den sie aus einem kleinen, seidengestickten Pompadour zog. Mit fremdartiger Betonung las sie die Ueberschrift „Eine Audienz bei der Königin des Chansons“ vor und fuhr lachend schwedisch fort: „Nein, diese deutsche Sprache, unmöglich, schon die Buchstaben, wie aus Keisern zusammengebaut.“

Da sie merkte, daß Globig durch ihre Aeußerung nicht sonderlich angenehm berührt schien, wechselte sie wieder mit großer Gewandtheit das Thema.

„Ein zu netter Mensch, Ihr Kollege, er kennt Schweden und liebt es; ach, Herr Doktor, wer, der es kennt, liebt es nicht?“

Globig machte eine höflich zustimmende Bewegung.

Madame fuhr daher im Lobe ihrer Heimat und des vielgewandten Herrn Landauer fort und schloß ihre Rede, indem sie die feste Ueberzeugung aussprach, daß der Freund eines so bezaubernden Menschen nicht minder bezaubernd sein und ihr das gewünschte Lied schreiben würde. Mit verheißendem Lächeln erinnerte sie den Doktor noch daran, daß die Freunde ihrer Freunde auch ihre eignen seien.

Als der nicht gleich antwortete, lehnte sie sich zurück, schlug ungeniert ein Bein über das andere und bastelte ein wenig an ihren Saligues herum. Unter den tausend Dingen, die da an Silberfettchen hingen, befand sich auch eine mit Rubinen besetzte Zigarettenbüchse; sie öffnete sie, bot den Inhalt Globig an, und als dieser dankte, zündete sie sich selbst eine Papprose an, sah ihrem Gegenüber erwartungsvoll ins Gesicht und fragte: „Run?“

„Run, denn ja, Madame“, antwortete der Doktor. „Sie sollen das Lied haben, aber unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Sie fingen es entweder ganz oder gar nicht! Wohl gemerkt, meine Gnädige, nichts hinweglassen und nichts hinzutun.“

„Aber, wenn mir die Zensur, die Berliner Zensur, etwas streicht —“

— so steht das natürlich auf einem andern Blatt.“

Die Sängerin richtete sich noch etwas höher auf, und ein hochmütiger Zug prägte sich für einen Augenblick auf ihrem Gesicht aus.

„Wissen Sie auch, mein Herr, daß man mir bisher noch nie solche Bedingungen gestellt hat? Bisher war man mir dankbar, wenn ich mich eines Textes annahm.“

Globig lächelte.

Er reichte Madeleine, die unterdessen wieder eine neue Zigarette hervorgeholt hatte, Feuer und erwiderte: „Ich zweifle nicht im mindesten daran, ich finde es sogar selbstverständlich und wundere mich nur, daß sich unsere jungen Berliner Poeten nicht wettkämpfend bemühen haben, Ihnen ungezählte Nieder zu Füßen zu legen. — Jedenfalls haben Sie sich an mich gewandt, aber, wie Ihnen beliebt.“

Madame war schon wieder ganz Zauber und Freundlichkeit.

„Bitte, bitte, nicht gleich so unwirsch“, bat sie, „ich füge mich mit Vergnügen allen Ihren Bestimmungen.“

Dabei machte sie ein Gesicht, als spräche sie die Wahrheit.

„Wann darf ich das Manuskript in Empfang nehmen?“ Globig dachte einen Augenblick nach.

„Heute haben wir Dienstag — na, sagen wir übermorgen, ich werde es Ihnen senden oder selber bringen. Wo sind Sie abgestiegen, Kaiserhof, Bristol —?“

Eine flüchtige Sekunde sah Madame etwas verlegen aus, so schien es wenigstens Globig, aber das war wohl eine Täuschung, denn sie erwiderte sofort gleichgültig: „Überhaupt in keinem Hotel, ich wohne privat, Villa Clementine, Ulmenallee, Kolonie Grunewald.“

Sie machte eine kurze Pause und setzte dann hinzu: „Nicht wahr, die Entfernung dürfte Ihnen zu groß sein, ich kann Ihnen also gar nicht zumuten, sich selbst zu bemühen; senden Sie es mir mit der Post. — Ja und verzeihen Sie, Ihr Honorar?“

Sie griff nach ihrer Geldbörse.

Globig wehrte ab.

„Dabon später, Madame.“

„Ganz nach Ihrem Wunsch, mein Herr.“

Noch einige höfliche Worte des Abschieds, sie raffte mit einer koketten Bewegung ihre Robe zusammen, als fürchte sie, irgendwo anzustreifen, und verließ das Zimmer, dessen Tür Globig zuvorkommend geöffnet hatte und hinter ihr schloß.

Er sah daher nicht, wie Madame draußen auf dem Treppentritt tat, als sei sie einer Ohnmacht nahe und das duftende Seidentaschentuch vor das Gesicht hielt, er ging nicht ans Fenster, und sah infolgedessen auch nicht, wie Madame unter Beihilfe eines Bedienten in himmelblauer Livree eine prunkende Kutsche, die bis dahin vor dem Hause gehalten hatte, betrug und davonrollte. Er stützte vielmehr die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände und starnte in Gedanken verfunken auf die Platte.

Nach einer Weile richtete er sich auf, schnupperte mißvergnügt mit der Nase in der Luft und murmelte: „Dieser verdammte Parfümgeruch macht sich noch immer bemerkbar, aber es gibt ja Mittel dagegen.“

Er ging zum Fenster und sperrte beide Flügel auf, dann klopfte er seine kurze Peise mit Schag, setzte sie in Brand und sah eine Weile behaglich den süßlich duftenden blauen Rauchwolken nach.

Plötzlich fuhr er auf und sah nach der Stuhuhhr. „Alle Vetter, halb acht, da hätte ich ja über dem Bequassel und Gedudel beinahe das Theater vergessen.“

Gilgig schritt er zur Kommode, zog einen Schub heraus und entnahm ihm einen Kragen und eine Krawatte, sowie ein Paar Stulpen. Eben wollte er seine bescheidene Toilette beginnen, als es wiederum leise klopfte.

Auf sein ärgerliches „Gerein“ steckte Frau Drösel den Kopf durch die Türspalte.

„Was ist denn schon wieder los?“ fragte Globig erstaunt.

„Ach, Gott, eigentlich nichts, ich wollte bloß mal fragen, was bet für eine war, die Ihnen soeben besucht hat.“ „Bitte, nehmen Sie's man nicht übel, aber Damens, die in de Equipage anjersasselt kommen, die sind hier sehr rar. 's ganze Haus is in Uffregung.“

Globig lachte.

„Das kann ich mir lebhaft denken; na, Sie kennen mich aber ja, wo werde ich denn Sie und eine verehrliche Nachbarin vergebens zappeln lassen. So hören Sie denn, die Dame war eine richtige Kusine von — na, raten Sie mal?“

„Gott, woher soll ich de seinen Reite alle kennen?“

„Nun denn — die Dame ist die richtige Kusine Ihrer Majestät der Kaiserin-Witwe Tsusie von China. Nun machen Sie 'nen Knix.“

„Ach, Sie treiben auch bloß immer Uff“, bemerkte vorwurfsvoll Frau Drösel.

Ihr Mieter schien plötzlich die Lust verloren zu haben, mit ihr weitere Unterhaltung zu pflegen; mit veränderter Stimme bedeutete er ihr kurz, daß er allein zu sein wünsche. Kaiserhumpfen und den Mund schief ziehend verschwand die neugierige Frau.

Innerhalb fünf Minuten hatte Globig seinen Anzug beendet, ging hinunter, nachdem er die Tabakspfeife hingelegt und sich dafür eine Zigarette angezündet hatte.

Die Straße, der man es deutlich ansah, daß sie von Kleinbürgern bewohnt wurde, war sehr belebt. Eine Unmenge Kinder spielten auf Bürgersteig und Fahrdamm, liefen den Passanten zwischen die Beine und gerieten alle Augenblicke in Gefahr, von einem Wagen gerädert zu werden. Vor den Haustüren und Geschäftseingängen standen und saßen plaudernde Leute, und in den Läden drängten sich die Käufer.

Mit großem Behagen betrachtete Globig das rege Treiben.

„Dem Volke wird ein jeder Tag zum Fest“, murmelte er und sprang dann auf einen vorüberfahrenden Straßenbahnwagen, der nach dem Osten führte.

2.

Vor einem Geschäft der Zimmerstraße, in dessen Schaufenster Fahrräder und Bestandteile von Fahrrädern ausgestellt waren, hielt ein vierfüßiges Automobil. Der Chauffeur in der blauen Lederkleidung stand mit einem Mann im blauen Anzug vorn am geöffneten Gehäuse und erklärte ihm augenscheinlich irgendeine Störung im Getriebe.

Der Motor rasselte und knatterte, aber unbekümmert um die fortwährenden Erschütterungen, die er erlitt, sah unterdes der Herr des Gefährts auf seinem Vorderfuß. Hochmütig sah er über das Publikum hinweg, das sich mittlerweile angesammelt hatte und ungeniert spöttische Bemerkungen über den unfreiwilligen Aufenthalt des Automobilisten austauschte.

Endlich schien dieser die Geduld zu verlieren.

„Na, zum Ausdruck, ist denn die Sache noch nicht fertig, fuhr er die beiden Männer an, „was ist denn eigentlich ent-“

Der Chauffeur griff ehrerbietig an seine Mütze.

„Es ist noch nicht recht zu erkennen, Herr Baron.“

„Na, ich hab's ja immer gesagt, der ganze Kasten taugt nichts, ich schicke ihn der Fabrik zurück.“

Jetzt nahm der Mann in der Maschinistenkleidung das Wort.

„Verzeihen Herr Baron, an der Fabrik liegt's nicht, der Wagen ist solide gebaut, aber ich meine, Sie haben ihn in den letzten Tagen sehr scharf hergenommen, und da ist wahrscheinlich ein Ventil durchgebrannt.“

„Ach was, wahrscheinlich; wenn Sie es nicht genau wissen, sehen Sie doch nach!“

„Das geht nicht so ohne weiteres, da müßte ich erst die Karosserie herunternehmen und dann den Motor genau nachsehen.“

Der Baron lehnte sich zurück und dachte, den Schnurrbart aufzuwirbelnd, nach.

„Meinetwegen“, antwortete er kurz und setzte, zum Chauffeur gewendet, hinzu: „Stellen Sie ab und holen Sie mir eine Droschke.“

Während der Chauffeur dem ersten Befehl nachkam, stieg sein Herr ab, entledigte sich mit Hilfe des andern Mannes seines langen grauen Staubmantels und wandte sich an ihn mit der Frage: „Kann ich mich bei Ihnen waschen?“

„Aber gewiß, Herr Baron.“

Der Mann öffnete die Tür zum Laden und lud den vornehmen Besucher mit einer Handbewegung ein, näherzutreten.

„Bitte, nehmen der Herr Baron einen Augenblick Platz“, sagte er höflich und deutete auf einen Stuhl, „ich bin gleich wieder da.“

Offenbar befand sich hinter dem Geschäftslokal eine Werkstatt, denn man hörte den Lärm der Arbeit, Hammerschläge und das Gefreisch der Raspeln und Feilen.

Nach kaum zwei Minuten kam der Blaugekleidete wieder. Er trug eine volle Kanne, ein Waschbecken, beide aus blauemailliertem Blech, ein grobes aber reines Handtuch und ein Stück Seife und stellte alles auf den Ladentisch. Während der Baron sich wusch, stand er neben ihm und fränte unter allerlei Metallstücken.

Der Baron fragte ihn: „Wo steckt denn Ihr Chef?“

Der Gefragte lächelte. „Das bin ich selber.“

„Ach so, Sie sind der Eigentümer, Herr —“

„Weigert“, ergänzte der andere.

„Wo bewahren Sie aber die Karre während der Reparatur auf? Hier können Sie doch nichts mit ihr anfangen. Verstehen Sie sich überhaupt darauf?“

„Ja, Herr Baron, ich habe sogar in derselben Fabrik gearbeitet. Für die Automobilreparaturen habe ich einen Stadtbahnbogen gemietet.“

„So — na, wann wird das Ding fertig sein?“

„Ich hoffe übermorgen.“

„Goffen ist gar nichts, es muß fertig sein.“

„Es wird, Herr Baron.“

„Gut, dann bringen Sie mir's selber raus, ich will es dann mit Ihnen Probe fahren.“

„Sehr wohl. Darf ich fragen, wo sich der Herr Baron gegenwärtig aufhalten?“

„Kommen Sie nach Villa Clementine, Grunewald, Adieu.“

Weigert verbeugte sich tief vor dem Baron, der mit einem leichten Kopfnicken an ihm vorbeischrift und dann in die draußen harrende Droschke stieg.

Kaum hatte sich die Ladentür hinter dem vornehmen Kunden geschlossen, als hinter der grünen Gardine, die die Tür zur Werkstatt verdeckte, ein junges Mädchen hervorschlüpfte.

„Also, so sieht ein lebendiger Baron aus“, rief sie lachend, „weißt Du, Hans, ich hätte mir den viel, viel vornehmer vorgestellt.“

Er sieht ja so schmutzig aus, wie — —

Sie stockte.

„Wie ein Mechaniker und Fahrradschreier; nicht wahr, das wolltest Du doch sagen, Marthe?“

Sie verzog schmolzend den Mund.

„Jetzt tußt Du wieder so, als ob ich Dich hätte ärgern wollen. Ich mache mir wirklich nichts aus dem Baron und aus allen Baronen der Welt.“

Weigert schien etwas erschrocken.

„Aber liebes Herz, wer spricht denn davon? Du tußt ja so, als ob ich eifersüchtig wäre.“

Er mußte über diese Vorstellung lachen und zeigte dabei zwei Reihen blendend weißer Zähne.

„Du verteidigst Dich ja, bevor ich Dich angeklagt habe.“

„Na, ich weiß schon, was es war“ — er zog die Braut an sich — „ein Baron ist weiter nichts, aber einer, der so wahnsinnig viel Geld hat, wie der, das ist eine Nummer.“

(Fortsetzung folgt.)

